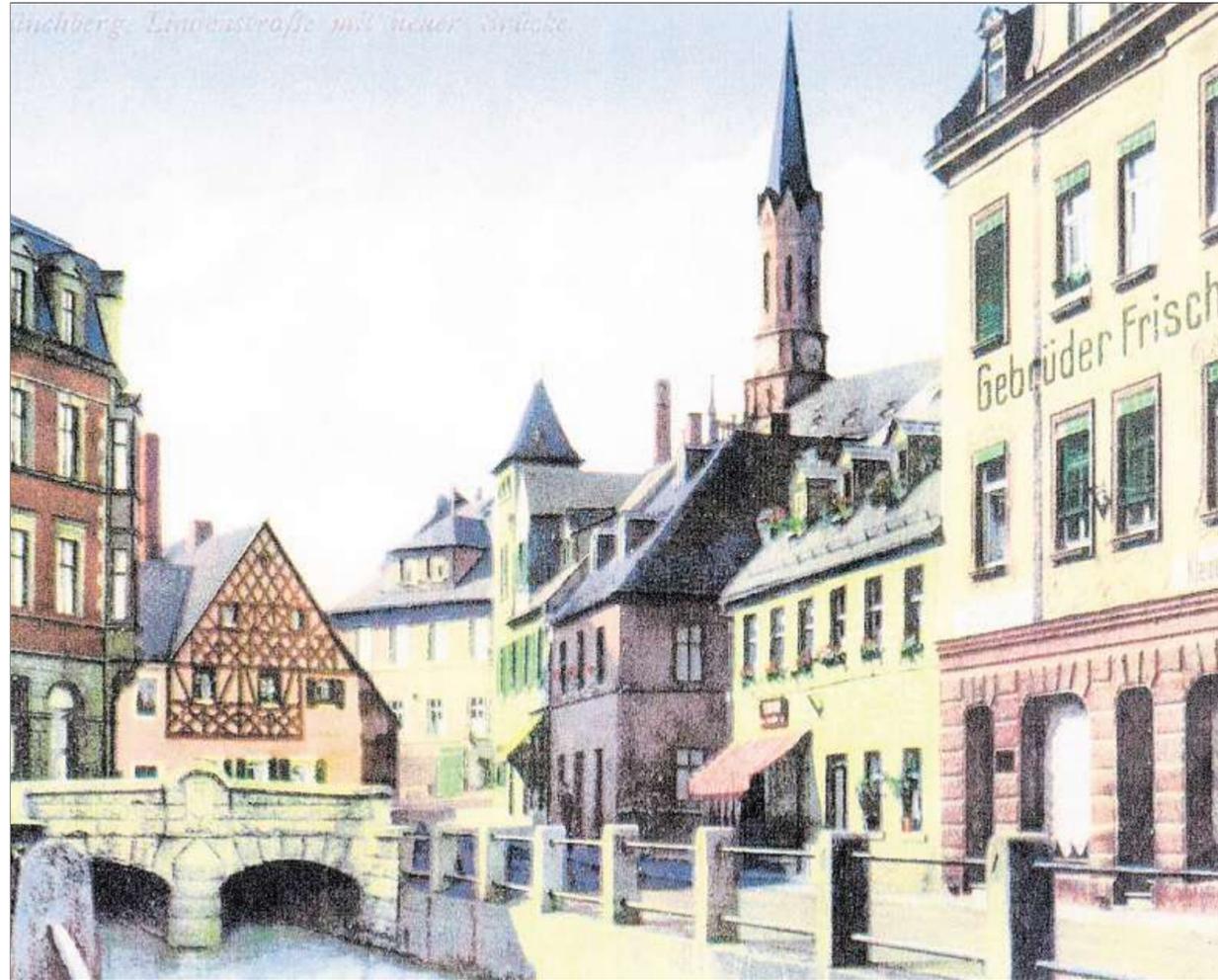


Das Ende einer Ära

Dem Fachwerkhäuschen in der Münchberger Bahnhofstraße hat das letzte Stündlein geschlagen. So wird sich auch die Ansicht des Ortsbildes zukünftig entscheidend verändern.

Münchberg – Ein wenig windschief steht es da, das alte Fachwerk-Häuschen in der Bahnhofstraße, für das bereits im Januar das Totenglocklein läutete. Wenngleich die stilprägende, einst mit Ochsenblut gestrichene Zierfassade keineswegs als „original“ bezeichnet werden darf, da sie um 1900 auf den ansonsten recht schmucklosen Putz aufgesetzt worden ist, so kann das Gebäude dennoch auf eine lange Geschichte zurückblicken, deren erstes Zeugnis sich aus dem Jahr 1650 erhalten hat: Damals erbte die Witwe des Wolf Benker eine Behausung an der Pulschnitz, die sie 1661 an den Metzger Hanß Neudecker verkaufte.

Mit Hannß Cunrad Zeitelhack beginnt 1668 eine für Münchberg einzigartige Episode: Mit einem kurzen Intermezzo von 1815 bis 1828 nämlich befindet sich das Anwesen durchgehend im Besitz dieser Familie und später ihrer Nachfahren Meister. Zeitgleich legte Zeitelhack schon damals den Grundstock für die jahrhundertelange Nutzung des Gebäudes als Schmiede, die vor allem von der Nähe zur Hauptstraße und der Nachbarschaft zum späteren Hotel „Schwarzer Adler“ profitiert haben dürfte. In Letzterem befand sich die Wechselstation der seit dem 28. September 1686 regelmäßig zwischen Nürnberg und Hof verkehrenden Postkaleschen, die lange vor der Eisenbahn oder den später hinzugekommenen Automobilen die großen Metropolen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation verbanden. Nach anfänglichen Problemen waren in Münchberg 1804 immerhin elf Pferde und vier Kaleschen stationiert, um die sich der nahe



Die Ansicht aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zeigt die Bahnhofstraße ganz im Zeichen der Belle Époque: Zwischen dem Prachtbau des Modehauses A. und W. Pock und dem Hotel „Schwarzer Adler“ hat sich mit dem Fachwerk historisierendes Gebäude erhalten. Eine Ansicht, die unzählige Postkarten wie Fotos prägt und auch die Künstler der letztjährigen Malertage begeisterte.

Schmied im noch heute erhaltenen Zwischenhof zu kümmern hatte. In just jener Zeit setzte sich sein Anwesen laut Steuerkataster der Stadt Münchberg aus einem halb gemauerten, halb mit mittlerweile unter dem Putz liegenden Fachwerk ausge-

statteten Hauptgebäude und einer Hütte zusammen, die die für das Schmiedefeuer unabdingbare Kohle beinhaltete. Seit 1796 gehört auch das gemauerte Rückgebäude mit dazu. In Anbetracht dieser Situation erscheint es beinahe wie ein Wunder,

dass das kleine Häuslein in seiner immerhin 350-jährigen Geschichte von den 1837 wütenden Stadtbränden verschont worden ist und auch den übrigen Katastrophen, wie etwa dem großen Pulschnitz-Hochwasser von 1768, trotzte. Allein die Kohlen

schwemmte die brodelnde Flut damals hinfort – ein Umstand, über den sich Johann Balthasar Zeitelhack bitterlich beim Stadtrat beklagte.

Einen wichtigen Einschnitt in der Historie des Anwesens stellt schließlich die Übernahme der Schmiede

durch Karl Salomon Meister von Georg Christian Zeitelhack, dem Mann seiner Mutter, im Jahr 1859 dar. Immerhin ist es die Familie Meister, die dem Häuslein bis heute seinen Namen gibt – „Maasters Bäck“.

Die sich damals noch immer in Betrieb befindliche Schmiede wurde vermutlich zum Ende des 19. Jahrhunderts aufgegeben, als sich Carl Meister fortan dem Backhandwerk verschrieb, dem sich auch sein Nachfolger Heinrich Meister verpflichtet fühlte. Die Ära jener traditionsreichen Einrichtung endete 1990 mit Hermann Meister, der das Gebäude anschließend bis 2011 an die Firma Fickenschner verpachtete, die dort eine Baguetteria betrieb. Nebenbei sei auch auf das 1951 im Nebengebäude eröffnete Geschäft der Modistin Anna Meister verwiesen, an das sich vermutlich noch einige Einwohner Münchbergs lebhaft erinnern dürften.

Unzählige Umbauten

Hinter dem kleinen, durch unzählige Umbauten seines alten Glanzes teilweise beraubten Häuschen verbirgt sich demnach eine bewegte Geschichte, die vermutlich in diesem Jahr ihr Ende finden wird. Die altersschwache und durch die Nähe zur Pulschnitz in Mitleidenschaft gezogene Baustruktur mit dem originalen, mittlerweile unter dem Putz befindlichen Fachwerk fordert ihren Tribut. Geplatze Leitungen und eine hohe Wandfeuchtigkeit machen den Bau zusehends instabil, die kleinen, verwinkelten Räume taugen nicht für zeitgemäße Nutzungsalternativen.

Auch vor diesem Gebäude, das über Jahrhunderte hinweg die Ansicht der heutigen Bahnhofstraße prägte, das wie ein Stempel für die Untere Stadt Münchberg fungierte und das für unzählige Fotos wie Postkarten ein beliebtes Motiv lieferte, machen die Zeitläufte nicht Halt. Viel Widerstand werden die alten Mauern der modernen Technik demnach nicht mehr leisten können, wenn schließlich eine Ära zu Ende gehen wird. *Adrian Roßner*

Der „Land & Leute“-Fortsetzungs-Roman (Folge 39)



Bei diesem Gedanken drehte sich Jocelin noch einmal herum und spähte in die Dunkelheit hinter sich, aber das Licht der Fackel genügte nicht, um ihn den Fuß der Treppe zu Ybkallis' Kammer erkennen zu lassen. Zum Glück hatte er sich ungefähr die Richtung gemerkt, dort bei den beiden riesigen Stalaktiten musste es sein, oder?

Langsam beschlich den Souvaner ein leichtes Unbehagen, und das undurch-

dringliche Schwarz jenseits des flackernden Fackelscheins erschien ihm nun als Bedrohung. Jocelin schüttelte den Kopf über sich selbst und tat die langsam in ihm hoch kriechende Beunruhigung als Hirngespinnst ab. Was war denn hier gefährlich? Eine Höhle, ein unterirdischer See, über den eine Brücke führte, nun, das sieht man nicht alle Tage, aber das war kein Grund, Furcht zu fühlen. Schließlich war er ja kein Kind mehr!

Er fasste sein Schwert fester und betrat den steinernen Steg. Die Brücke war höchstens eineinhalb Meter breit und hatte kein Geländer. Unzweifelhaft war sie jedoch künstlichen Ursprungs, wie die behauenen und ineinander gefügten Steine bezeugten. Nach wenigen Schritten, die hier noch stärker hallten, hatte Jocelin einen höheren Standpunkt erlangt und konnte das jenseitige Ende erkennen. Der steinerne Steg hatte eine Länge von vielleicht fünfzig Metern und überspannte den schwarzen See in einem flachen Bogen in ungefähr zwei Metern Höhe. Auf der anderen Seite waren ebenfalls zwei Säulen zu sehen.

Der Souvaner schritt langsam weiter, bis er glaubte, die Mitte erreicht zu haben. Dort blieb er stehen und leuchtete nach unten.

Aus der unergründlichen Tiefe sah ihm nur sein eigenes Spiegelbild entgegen, das durch die leichte Wellenbewegung auf und ab wanderte und zu grotesken Grimassen zerfloss. Als er näher hinsah, stellte er fest, dass ein feiner Nebel über der Wasseroberfläche lag. Nein, er lag nicht, er bildete sich! An manchen Stellen stiegen dünne Dunstwölkchen auf. Jocelin verzog das Gesicht, weil der faulige Gestank plötzlich viel intensiver gewor-

den war.

Der Nebel! Was hier so nach Verwesung roch, das war dieser Nebel, der aus dem Wasser aufstieg. Der Souvaner hustete und sein Magen zog sich einmal krampfartig zusammen. Ohne Zweifel existierten hier unter dem See schwefelhaltige Quellen oder irgendwo trat Gas aus dem Erdinneren hervor.

Jocelin beschloss, die Erkundung nicht weiter fortzusetzen, sondern umzukehren. Der stinkende Dunst hatte inzwischen den Rand der Brücke erreicht und umfloss in weißlichen Schlieren seine Füße. Wenn der Nebel noch höher stieg, dann würde er den Weg zurück nicht mehr sehen können. Ein weiterer würgender Hustenreiz mahnte ihn, dass dieses Gas vielleicht giftig sein könnte.

Er setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und tastete sich langsam auf die beiden Säulen zu, die ihm die Richtung zeigten. Obwohl er sich aufs Äußerste auf den Weg konzentrierte, hatte Jocelin den vagen Eindruck, irgendetwas gesehen, aber nicht registriert zu haben, irgendetwas von großer Wichtigkeit.

Die weißen Schwaden umspielten jetzt bereits seine Knie, aber vor ihm lagen nur noch wenige Meter bis zum Ende der Brücke. Trotzdem bewegte er sich doppelt vorsichtig vorwärts, um nicht doch noch einen Fehltritt zu tun und in das sicher eiskalte Wasser zu stürzen. Zudem würde dabei seine Fackel verlöschen, und dann war er praktisch blind und würde in diesem Labyrinth aus Felsen und Tropfsteinen nie mehr den Rückweg finden.

Bei der Überlegung lief dem Souvaner nun doch ein eisiger Schauer über den Rücken. Warum musste auch ausgerechnet jetzt dieser Nebel aus dem See aufsteigen! Wahrscheinlich strömte das Gas in periodischen Abständen aus, und er hatte das Pech gehabt, zum falschen Zeitpunkt die Steinbrücke überqueren zu wollen. Seltsam, das Wasser hatte wirklich vollkommen still und ruhig ausgesehen, bis auf die leichte Wellenbewegung.

Wellen! Die Erkenntnis traf ihn wie ein Blitz. Als er sein Spiegelbild betrachtete, hatte die Oberfläche sich bewegt. Ein unterirdisches stehendes Gewässer kann doch keine Wellen erzeugen!

Im selben Moment, als Jocelin die volle Tragweite dieser Überlegung begriff, schäumte links und rechts von ihm das Wasser auf. Ein rotes Glühen aus der Tiefe des Sees tauchte die Höhle in ein gespenstisch diffuses Licht, an einigen Stellen spritzten Fontänen in die Höhe. Dann tauchte direkt neben ihm ein meterlanger Tentakel aus dem brodelnden Wasser auf und peitschte mehrmals durch die Luft. Jocelin konnte sich gerade noch ducken, aber die Fackel wurde ihm aus der Hand

geschlagen und verlöschte zischend in dem See. Er warf sich nach vorne, um einem weiteren Hieb zu entgehen, sah aber den Weg versperrt: Ein zweiter, dritter und noch mehr Fangarme wanden sich aus der Tiefe empor und tasteten vor ihm die schmale Brücke ab. Es war ein Glück für den Souvaner, dass das rote Leuchten die Höhle noch genügend erhellte, sodass er nicht im Dunkeln kämpfte. Offenbar ging das Licht von den Augen des Ungeheuers aus, zwei glühenden Kugeln weit unter der Oberfläche, mit einem Durchmesser wie ein großer Rundschild, die langsam näher kamen.

Er schlug mit aller Kraft auf einen der kürzeren Fangarme ein, der sich vor ihm suchend hin und her bewegte, und hieb ihn glatt ab. Der Stumpf zuckte sofort zurück und verspritzte klebrige gelbe Flüssigkeit über seine Beine, während das abgetrennte Ende sich wie eine Schlange auf den Steinen krümmte und wand. Jocelin stieß es ins Wasser und konnte um Haaresbreite dem langen Tentakel ausweichen, der tastend am Rand der Brücke entlang strich und sich hinter ihm um diese herumringelte. Die roten Augen näherten sich ihm jetzt rascher, anscheinend zog sich das Wesen selbst hoch.

Verzweifelt führte der Souvaner einen weiteren Hieb gegen den nächsten Fangarm, der ihm die Flucht versperrte, aber dieser wurde zurückgezogen, bevor er ihn ganz durchschlagen konnte. Ein anderer griff nach ihm und versuchte, seine Beine zu umschlingen, doch Jocelin war schnell genug und stach mit seiner Klinge in das glitschige Fleisch, wobei die Haut aufschnappte und ein weiterer Schwall gelber Schleim sich über seine Füße ergoss. Der Gestank wurde immer unerträglicher. Noch zwei lange Fangarme tauchten aus dem Wasser auf und peitschten wild über ihn hinweg. Jocelin hieb blindlings um sich und trennte ihnen davon ab, aber jetzt brodelte unmittelbar neben ihm der See auf und gab den Blick frei auf eine gigantische gallertartige Fleischmasse aus grotesk angeordneten Gliedmaßen, Fühlern, Stacheln und Klauen, aus deren Mitte ihn die riesige verzerre und entstellte Nachahmung eines menschlichen Gesichtes bösartig anstarrte.

Die roten Augen des Ungeheuers leuchteten intensiver, und unter der schrundigen und verkorpelten Nase, aus der gelbliches Sekret ins Wasser tropfte, öffnete sich eine Hautfalte und offenbarte mehrere Reihen von scharfartigen und abgesplitterten schwarzen Zähnen. Eine dünne rosa Zunge bewegte sich flink hin und her. Jocelin sprang über einen der Tentakel hinweg, der ihn von der Brücke fegen wollte. Das monströse Gesicht kam näher und von beiden Seiten schoben sich armdicke mehrgelenkige Insektenbeine empor, wie von einer riesigen Spinne. Der Souvaner sah, dass der Weg bis zu den beiden Säulen nur noch wenige Meter betrug und im Augenblick frei war. Er wehrte einen Fangarm ab, der sich von hinten um seinen Hals legen wollte und sprintete los.

Das heißt, er wollte lossprinten, aber irgendetwas hielt

seinen rechten Fuß fest. Er sah nach unten und gewahrte, dass ein schuppiger Greifarm mit einer zangenartigen Schere am Ende seinen Unterschenkel umklammert hatte. Zum Glück für ihn war diese Schere gekrümmt und konnte nicht ganz schließen, sonst wäre es wohl um seinen Fuß geschehen gewesen. Hastig schlug er darauf ein, während sich die Spinnenbeine klickend und knirschend weiter an ihn herantasteten. Zuerst schien es, als könnte seine Klinge der gepanzerten Zange nichts anhaben, doch beim vierten Hieb zersplitterte sie in mehrere kleine Teile.

Nach Luft ringend warf sich der Souvaner herum und sprang mehr als er lief die letzten Meter von der Brücke herunter. Er hastete zwischen den Säulen hindurch, die ihm jetzt wie die Pforte zum Paradies erschienen, und rannte weiter ohne innezuhalten, bis er gegen einen Stalagmiten stieß, der seinen Lauf stoppte. Dort stürzte er zu Boden und blieb erst einmal heftig schnaufend liegen. Von seiner Stirn fühlte er warme Flüssigkeit über sein Gesicht rinnen.

Als er wieder Luft bekam, richtete sich Jocelin stöhnend auf und befühlte erst einmal seinen Kopf. Er schien eine heftig blutende Platzwunde an der Stirn zu haben, aber offenbar war es keine ernsthafte Verletzung. Das riesige Wesen war nicht mehr zu sehen, es war wohl wieder in die schwarzen Tiefen des Sees abgetaucht, nachdem seine Beute entkommen war. Nur ein schwaches rötliches Schimmern erhellte noch die Höhle, sodass er kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich zwischen den steinernen Säulen hindurch ungefähr in die Richtung zu tasten, aus der er gekommen war.

Der Souvaner seufzte und fühlte nach der Scheide an seinem Gürtel, um das Schwert einzustecken. In diesem Augenblick wurde er plötzlich von einer gewaltigen Kraft von den Füßen gerissen und stürzte abermals auf den harten Felsboden. Sein Schädel schlug schmerzhaft gegen einen Stein, so dass er für einen Moment benommen war und seine Waffe losließ. Sofort griff Jocelin danach, doch sie lag nicht da, wo er sie vermutete. Dann zog ihn ein mächtiger Ruck an seinen Füßen einige Meter weiter auf das Wasser zu. Ein baumstarker, zwanzig Meter langer Fangarm hatte sich um seine Beine geschlungen.

Er wälzte sich herum, konnte aber nicht verhindern, dass er auf dem Bauch liegend weiter auf den See zu geschleift wurde. Verzweifelt versuchte er mit den Händen irgendetwas zu greifen, woran er sich festhalten konnte, scheuerte sich aber dabei nur die Finger blutig. Trotz seiner heftigen Anstrengungen bemerkte Jocelin, dass das rote Leuchten wieder intensiver wurde und hinter ihm abermals das Brodeln des Wassers zu hören war.

Fortsetzung folgt